

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 24-25  
  
**Artikel:** Gedanken-Sünde [Schluss]  
**Autor:** Wichmann, Franz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576093>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 09.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Sieber ohne Worte. H. v. R.

dem Ruckuck zu. Nach Helheim, über die Fluh, zu den Schwarzalben lauf ich dir nach, thu nur einmal die Augen auf! Thu sie auf! Bei Muot und Ziu narr' mich nicht so, — thu sie auf, Wildmaidlein, thu sie auf!" Etwas wie ein erstarrtes Lachen war um den Mund der Toten, aber ihr weißer Wollrock war von Blutstreifen wie mit roten Litzen bebändert. Verzweiflung packte den Burschen. Knirschend fuhren die Zähne ineinander, Schaum stob von seinen Lippen und die suchenden Finger vergruben sich für einen Augenblick in der Wildmaid' aufgelöstem Schwarzhhaar. Dann schloß er sie krampfhaft in die Arme und fuhr auf. „Vater!“ brüllte er und sah mit brennenden Augen zu den erschreckten Thalleuten hinüber. — „ich will dir das Maidlein zutragen. Der es eingeschläfert hat, muß es mir auch wieder aufwecken und wachbar halten. Komm' hilf mir hinüber, komm . . .“

Statt weiterer Worte kam nur mehr ein sprudelndes Stammeln und Geisern durch des Burschen Zähne. Ein Aufschreien war drüben. Also war, die tote Holbi auf den Armen, in's Wildwasser getreten und rang mit den Wellen, die ihn wie eine Herde braunpelziger Fischottern umdrängten. Aber er kam vorwärts und jetzt war der breitschultrige Nichilo an den Bach getreten und streckte dem Ringenden das aufgegriffene Kreuz entgegen, daß er sich daran festhalte. Gierig, mit tastender Hand faßte der Hunnsjohn darnach und umklammerte es, — dann that er einen gewaltigen Ruck. Der Hunno taumelte und fuhr mit dem Kreuz in's aufschäumende Wasser auf den zusammenbrechenden Also. Brausend, gitschend und gluchzend schoßen die trüben Wellen der nahen Fluh zu, nur einmal noch wirbelte ein Arm des Kreuzesholzes aus der Flut, nahe dem donnernden Wasserfalle. Ein entsetztes Aufkreischen, ein Berg und Thal erfüllendes Wehegeheul hatte das Tosen des Wildbaches übergest, mit geringenen aufgehobenen Händen stand Martin, der Truht des Kreuzes da: „Jesus, Jesus!“ stöhnte er schreckensbleich. Da meinte Gerloß, das schwarzhaarige Büblein des Odd, der Truht heiße es schmählend, wie im Bethäuslein das Christengebet herjagen. Also kniete es still am Bachrand nieder, faltete die braunen Händchen und begann stammelnd, die ängstlichen Augen auf den Kreuztruht gerichtet: „Batta rüsa, as du bischt im Himal, gwicha warda Nama, warda üs Rygh. Eja, Willa im Himal as uf Härda. Raich üs eistig Nzig undeja lach is d'Schulda as miar lasid üsa Schulbigra. Schärm is Bar undeja Uebal. Ama.“

## —>>>> Gedanken-Sünde. <<<<—

Novelle von Franz Wichmann.

(Schluß).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Der Himmel wandelte sich langsam in ein leuchtendes Weiß, welches die kalten Nebel mit mildem und sanftem Lichte erfüllte.

„Der Mond kommt,“ rief Barbara, „ach, das ist herrlich!“

Martin Fechter legte, da sie stehen blieb, die Landschaft zu betrachten, seine Rechte leicht auf ihre Schulter, indem er den Arm um ihren Nacken schlang. So blieben sie eine Weile stehen, so gingen sie weiter. Barbara konnte ihre Hände im Ruff behalten und doch konnten sie, sich gegenseitig erwärmend, vorwärts schreiten. Sie freuten sich heimlich, ohne ein Wort darüber zu sprechen.

Heller und heller wurde die Luft, doch kam die Scheibe des Mondes nicht selber zum Vorschein. Es war ein ungewisses, ahnungsvolles Dämmerlicht, ein Morgengrauen in kalter Winter-nacht, das die schweigende, dunstumflorte Welt durchdrang, den neben ihnen rauschenden breiten Fluß und die Landstraße mit schwebendem, geisterhaftem Schimmer überspielte.

Sie hatten eine lange Weile unter dem Eindruck der sie umgebenden Natur geschwiegen. Jetzt sagte Barbara mit leiser Stimme:

„Siehst du, Martin, der Himmel meint es gut mit uns, er sendet den Mond, unsere Wege zu erleuchten.“

„Ja,“ antwortete Fechter in gleichem Tone, „wenn wir auch in Zukunft treu und fest zu einanderstehen, werden wir auf den dunklen Wegen des Schicksals nicht straucheln.“

Ehe sie es verhindern konnte, hatte er sie mit einem leichten Druck seiner Rechten an sich gezogen und ihr einen Kuß auf die Lippen gepreßt.

Sie errötete, aber sie sagte nichts.

Auch er wurde rot, als er wie zur Rechtfertigung meinte: „Wir haben zuvor einen Freundschaftsruß gethan, so mußten wir uns auch einen Freundeskuß geben.“

Sie antwortete nicht, sondern schien in seinen Zügen zu lesen. Dann reckte sie sich ein wenig auf den Zehen empor und erwiderte seine Liebesföhung.

„Wir haben beide getrunken,“ flüsterte sie, „wir müssen auch beide küssen, — in der Freundschaft darf keines zu kurz kommen.“

Als die ersten kleinen Häuser in der Nähe auftauchten, ließ Martin den Arm von Barbaras Schulter gleiten, als fühle er, daß der Traum nun zu Ende gegangen sei. Zugleich erschrafen sie, denn von der Stadt herüber hörten sie in dumpfem Chore die Thurmuhren schlagen. Es war bereits acht Uhr geworden und sie hatten noch einen weiten Weg bis zur Wohnung des Mädchens.

Martins umherirrender Blick fiel auf eine lange, graue Mauer. Vom Sturme längst entlaubte Bäume, durch deren fahles Geäst das bläulich schimmernde Mondlicht fiel, ragten über die Steinwand empor. Weiße Monumente, aus der Ferne in dem trüben Zwielicht bleichen Gesichtern gleichend, standen zwischen den nackten Stämmen.

Der Dichter konnte sich eines Schauers nicht erwehren. Die Schatten des Todes mischten sich kalt und mahnend in die heiß wogenden Gefühle seines Herzens. Der grauen Mauer gegenüber, an der andern Seite der Straße, standen vereinzelt Häuser. Lichter blinkten aus ihnen, Menschen bewegten sich in den Zimmern, aus einem geöffneten Fenster klang fröhliches Lachen. Er meinte zu sehen, wie die Bäume, gespenstischen Schatten gleich, ihre dunklen Arme über die Friedhofsmauer nach den Wohnungen der Lebenden ausstreckten, um sie zu sich herabzu ziehen in den kühlen Grund der Erde.

Nach, als könne er mit der räumlichen Entfernung sich auch den Gedanken seiner Seele entziehen, schritt er weiter. In dem gewöhnlichen steifen Abstand gingen sie jetzt still neben einander her. Die Unterhaltung war fast ganz ins Stocken geraten, zuweilen nur sprach man ein Wort über die gleichgültigsten Dinge. Sie waren aus dem Land der Träume in die Wirklichkeit zurückgekehrt.

Vor Barbaras Hause angekommen, nahm Martin Fechter kurzen und raschen Abschied. Sie legte nur leicht, als scheue sie seine Berührung, die Spitzen der Finger in seine Hand.

Jetzt, da er wieder allein war, empfand Martin die schauernde Kälte der Winternacht, ihn fröstelte, er fühlte das Bedürfnis, sich zu erwärmen. So trat er, als er durch die Herzogspitalstraße kam, schnell entschlossen in die Keuner'sche Weinstube.

Die in altdeutschem Stil geschmackvoll eingerichtete Räumlichkeit mit ihren reichen Wandgemälden, den braunen geschnitzten Pfeilern und den mattgrünen Buzenscheiben machte einen heimlichen und zugleich feierlich ernsten Eindruck. Martin fühlte sich wohl in der behaglichen Wärme; an einem runden, schweren, eichernen Tische ließ er sich nieder und bestellte eine Flasche Rheinwein.

„Auf weitere glückliche Sonntage!“ sagte er zu sich selbst, indem er das erste Glas auf einen Zug leerte. Dann aber erschauerte er in jähem Schrecken und seine Hand mit dem Glase sank schwer auf den Tisch zurück. Die Worte der Wahrsagerin, welche er damals über den andern kaum beachtet hatte und die seiner Erinnerung fast gänzlich entschwunden waren, fielen ihm urplötzlich wieder ein: „Hüten Sie sich vor dem Sonntag, Ihre Glückstage sind andere.“

Aber war nicht heute der glücklichste Tag seines Lebens gewesen? — Konnte es eine schönere Stunde für ihn geben, als die eben vergangene, da er alles um sich vergessen und die einzig Geliebte sich in harmloser Unschuld seiner Lieblosung überlassen, seligere Minuten, als jene Augenblicke, in denen er glaubte, Barbara sei sein! Aber da — in dem Glauben — da lag es. Mit einem Schlage erschien ihm all' das Geschehene in anderm Lichte. Alles war Trug und Traum gewesen, Selbsttäuschung von ihm und ihr. —

Mit verstörten Blicken sah er in dem Zimmer umher, als suche er die wallenden, gespenstischen Schatten der Mondnacht, die seine Augen getrübt und seine Seele verdunkelt hatten. War darum ihr Kuß so süß gewesen, weil sie an einen andern gedacht hatte, den sie entbehren mußte? — Schnell und hastig trank er den Wein, in seinem Hirne wogten die Gedanken wie ein vom Sturm erregtes Meer, es dehnte sich und drohte ihm den Kopf zu zersprengen, es mußte sich Bahn schaffen, mußte heraus.

Er rief der Kellnerin und bat um einen Briefbogen und Couvert. Als er das Gewünschte erhalten, schrieb er mit vor Aufregung zitternder Hand die Verse nieder:

„Seltsame Nacht! — Des Himmels Grau  
Lag auf der Nar feuchter An,  
Des Mondes Zwielicht, trüb und bang,  
Schlich neben uns den Pfad entlang,  
Und ahnungsvoll sah'n wir zur Seiten  
Des Stromes Fluth sich weißlich breiten.  
Verschwommen Alles: Baum und Strauch,  
Gespensterhaft, — ein Land der Schatten, —  
Gewissen, Wahrheit schwanden auch  
Im Sehnsuchtstraum, dem nimmerfassen.  
Wir sahen uns, nur uns allein  
Im ungewissen Dämmerchein.“

Was galt uns fernen Tages Licht, —  
Wir fühlten nur und dachten nicht.  
So heiß die Lippen sich berührten,  
Daß wir des Schmerzes Wollust spürten.  
O süße Sünde, — still, — halt ein! —  
Des Freundes Braut, — doch heute mein —  
Ein Augenblick, ein Traum von Glück, —  
Und neben mir dein leichter Gang.  
Ich streichelte dir Kinn und Wang',  
Du bogst das liebe Haupt zurück.  
Ich gab den Kuß dir — still und heiß, —  
Und durst' es nicht, — ich weiß, ich weiß, —  
Doch ach, — die Nacht, der trübe Schein,  
Der schöne Traum war schuld allein.  
Verwischt war alles im Gefild,  
In deiner Brust der Freunde Bild, —  
Doch nur an ihn hast du gedacht —  
Und ich genoß, — Seltsame Nacht! — — —

Als er zu Ende geschrieben, faltete er das Blatt zusammen, schob es in den Umschlag und adressierte es an Barbara Schneegold.

Wie er gegen Mitternacht die Weinstube verließ, wehte ihn eine eisige Kälte an. Oben blickte die schwarzblaue Wölbung des Himmels herab, scharf und hell leuchteten die Sterne, die im Froste zu zittern schienen. Der Mond war nicht zu sehen, aber sein bleiches Licht lag glänzend auf den Dächern und ließ die Spitzen der Thürme silbern erstrahlen. Das Pflaster hatte sich mit dünnen Eisschichten bedeckt, die unter den langsamen, schweren Schritten Martins knirschten und knisterten.

Es war ihm dumpf und weh im Kopfe, selbst die strenge Kälte vermochte seine Gedanken nicht zu klären. In halber Betäubung, verursacht durch das rasche Trinken eines starken Weins und die Ueberanstrengung aller Lebensgeister durch den voraus gegangenen tollen Sturm seiner Gefühle, schob er das Schreiben an Barbara Schneegold in den nächsten Briefkasten.

Als er es im Innern desselben leicht auffallen hörte, hatte er eine Empfindung, als ob etwas Unrechtes geschehen sei. Es war ihm, als habe eine dunkle Macht, der er wider Willen folgen mußte, ihn zu etwas getrieben, das er nicht beabsichtigt und dessen Folgen er nicht überleben konnte.

Dann, als beginne er endlich, die empfindliche Kälte zu fühlen, und als flöße die einsame, ungestaltliche Nacht ihm Schauer und Schrecken ein, eilte er mit beschleunigten Schritten seiner Wohnung in der Wurzerstraße zu.

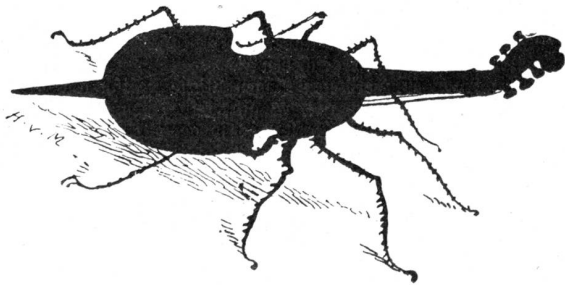
### III.

Der erste Weihnachtstag war auf einen Sonntag gefallen.

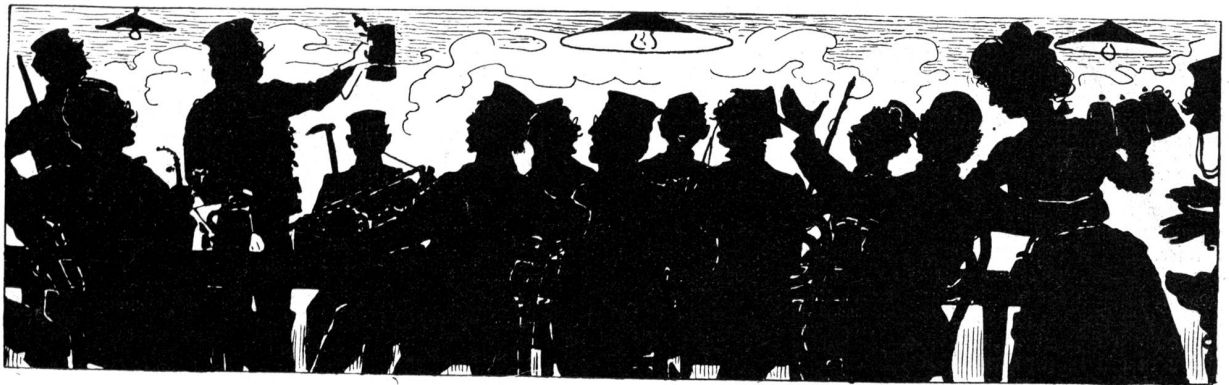
Martin Fechter saß allein in seinem kleinen, ärmlich eingerichteten Zimmer. Es war unwohnlich und kalt, das Feuer ausgebrannt, vielleicht aus Nachlässigkeit und Unachtsamkeit, denn Martin hatte für die Dinge der Außenwelt wenig Interesse, — vielleicht auch aus Sparsamkeit, denn der junge Dichter mußte sich einschränken, seit ihm der Vater auch die letzte Unterstützung entzogen. Von Zeit zu Zeit nur erhielt er heimlich von seiner Mutter eine bescheidene Summe. Er hatte angefangen, Artikel von allgemeinem Interesse für die Zeitungen zu schreiben, um sein Leben zu fristen.

Noch niemals hatte er ein so trauriges Weihnachtsfest erlebt.

Briefe von Barbara lagen vor ihm; er kannte den Inhalt dieser kurzen Schreiben, die sie ihm, die Freundin dem Freunde, zuweilen sandte, fast auswendig. Sie war unglücklich, sie verzweifelte an Brandstettners Benehmen. Mit dunk-



Ein musikalisches Ungeheuer.



„Es lebe die Liebste deine, ja deine, Herzbruder im Vaterland.“

len Andeutungen quälte er sie Tag für Tag, und sie verstand ihn nicht mehr. Von jenem Gedichte Fechters hatte sie ihm nie ein Wort gesagt. Aber es war doch nichts Böses darin, nur eine Rechtfertigung für sie, für ihn. Freilich nur die zwei, die es anging, konnten es verstehen. Die Nebel des Harthals, die sie in ihren grauen Schleier gehüllt, waren verweht, zerstoßen, sie konnten nichts verraten.

Er hatte seit jenem Tage Barbara nicht mehr allein gesprochen, nur selten sie in Begleitung des Freundes gesehen. Brandstettner miß seinen Umgang und er selbst scheute wie ein Schuldbewußter seine Nähe.

Langsam schloß er das Buch, in dem er bisher gelesen. Seit er der Welt entfremdet, die Freunde ihn verlassen, hatte er sich gewöhnt, an Feiertagen mit seinen Lieblingsdichtern sich zu beschäftigen. Er hatte Gottfrieds von Straßburg „Tristan“ gelesen. Immer von neuem fesselte ihn das unergleichen Buch. Tristan hatte das Weib seines Königs geliebt, — er liebte die Braut seines Freundes. Was schlimmer war, — er wollte sich keine Antwort darauf geben. Heute hatte er sich mit dem einleitenden Capitel, der ergreifenden Liebestragödie von Mivalin und Blancheflure beschäftigt, es hatte ihm die Erinnerung an jenen Spaziergang nach Thalkirchen wachgerufen. Blätternd war er auf die Stelle gestoßen:

„Dö wände er, des doch niene geschach,  
daz er iemer also solte leben  
und in der lebenden süeze sweben.“ —

Da stockte er, konnte nicht weiter lesen und mußte das Buch schließen. Er blickte zum Fenster hinaus, über die schmutzige Straße auf die benachbarten stillen und düsteren Häuser. Ein grauer Frostnebel, vermischt mit scharfen, eisigen Kristallen, erfüllte die Luft. Alles erschien ihm grau — das Pflaster, die Häuser, die Menschen, welche rasch durch die schmale Straße dahineilten.

Unter ihnen fiel ihm eine Gestalt auf, die schneller vorwärts strebte, als die anderen. Sie hatte den durchsichtigen Schleier tief über das Gesicht gezogen, sie eilte seinem Hause zu. An der Figur, den Bewegungen erkannte er Barbara. Was sollte das bedeuten? Noch ehe er weiter nachdenken konnte, pochte es an seine Thür. Sie mußte es sein! Mit bebenden Lippen rief er „Herein!“

Da stand sie schon vor ihm und im nächsten Augenblicke hatte sie sich auf das schwarze, abgenutzte Ledersofa geworfen.

„Martin — mein Freund!“

Er saß an ihrer Seite, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen. Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest in der seinen. Ihre Züge waren verstört. Etwas Furchtbares mußte geschehen sein. Trotz der schneidenden Kälte hatte sie den Mantel nur oberflächlich zugeknöpft, ihre Hände zitterten, die eine Wange glühte wie im Fieber, die andere war blaß.

„Barbara, was ist geschehen?“

Mit trockenen, geröteten Augen blickte sie ihn an.

„Es ist aus, alles aus, es gibt keine Gemeinschaft mehr zwischen mir und ihm. Er hat es so gewollt — und ich, — o Gott, ich muß es tragen!“

„Barbara, sprich ein Wort, erlöse mich aus dieser schrecklichen Ungewißheit!“

„Das Meuserste, das Letzte ist geschehen. O — er war fürchterlich in seinem leidenschaftlichen Zorn, — Martin, — er — er — hat — mich geschlagen!“ —

„Geschlagen — Barbara — dich!?“ Martin Fechter war bleich geworden, als sei ihm selbst eine tödtliche Beleidigung zugefügt, wie drohend erhob er den Arm gegen den unsichtbaren Feind.

„Er — er hat dein Gedicht gelesen.“ —

Martins Arm sank gelähmt herab, die Kraft der gerechten Sache war von ihm gewichen, sein Mund stammelte eine halb unverständliche Frage.

„Ich selber trage die Schuld, Martin. Warum habe ich diese unglücklichen Verse nicht vernichtet! — Aber sie trösteten und beruhigten mich, wenn ich an jene seltsame Stunde dachte.“

„Aber wie“ — sagte Martin fassungslos, „wie ist es geschehen?“

„Er war bei mir. In einer mißtrauischen Laune forderte er plötzlich, meine Briefe zu sehen. Unter seinen Schreiben lagen die deinen. Unbedacht zog ich sie beide heraus. Das erste, was ihm in die Hände fiel, war dein Gedicht. Seine Züge verzerrten sich, als er so plötzlich einen Beweis in Händen zu haben glaubte. Ich ließ ihn ruhig lesen, überzeugt, daß er alles verstehen und begreifen werde. Aber er hatte kaum die Hälfte überflogen, da packte ihn die Wut; er umfraktete das zerknitterte Papier und schleuderte mich von sich. „Dies es zu Ende“ — schrie ich in Verzweiflung, „der Schluß wird dich eines andern belehren, — es war ein Taumel der Verblendung, kein Treubruch!“ Meine Worte vermehrten nur seinen Grimm. Mit zuckender Bewegung zerriß er das Papier und warf die Fegen vor meine Füße. „Willst du mich noch verhöhnen? Ich habe den Anfang gelesen und brauche den Schluß nicht zu wissen. Du aber sollst das Ende erfahren — da, da.“ — Und mit wuchtiger Hand schlug er mich ins Gesicht.“

Sie schwieg. Martin Fechter neigte sich zu ihr und küßte ihre glühende Wange. „Um mich, — um mich das Alles“ — stöhnte er verzweifelt. — „O wenn ich das geahnt hätte, — verurteile, verdamme auch du mich!“

Barbara antwortete nicht und neigte in stummem Schmerz das Haupt. Eine Weile saßen sie schweigend neben einander.

Dann sagte Martin Fechter leise, in fast furchtsamem Tone: „Und weiter, was geschah weiter?“

„Dann“, sagte sie, — das Haupt erhebend, „dann kam die Reihe an mich. Ich sagte ihm, daß wir von dieser Stunde an geschieden seien, daß nichts mehr uns zusammenführen könne. Die Kränkung, die er mir angethan, sollte — um der einstigen Liebe willen verziehen, — alles vergessen und vergeben sein wie unter fremden Menschen, die einander nie gekannt. Da er nicht Miene machte, mein Zimmer zu verlassen, schritt ich selber der Thür zu, nachdem ich Hut und Mantel ergriffen. „Du gehst?“ sagte er. „Ich gehe.“ „Zu ihm?“ „Ja, zu ihm.“ Nachdem ich den Geliebten verloren, bleibt mir nur der Freund.“ Da wandte er sich um, blickte aus dem Fenster und mit den Fingern an die eisüberzogenen Scheiben trommelnd, pffte er in abgebrochenen Tönen ein lustiges Lied aus einer Offenbachschen Operette. So bin ich von ihm gegangen.“ —

Von dem Gehörten auf's tiefste erschüttert, saß Martin Fechter da. Dann zog er ihr Haupt an seine Brust und legte die Hand auf ihren Scheitel. Ueber das starre Gesicht des Mädchens ging eine zuckende Bewegung wie der Thauwind, der beeißte Blüten schmelzend überweht. Ein Strom von erlösenden Thränen brach aus ihren Augen und sie faltete die Hände, als erlesse sie Hülfe gegen die Macht eines finstern





„Wer hat dich, du schöner Wald, ...“

Schicksals, das sie verfolgte. „O, ich war einst so glücklich, so namenlos glücklich — und nun habe ich nichts mehr — als dich, als den Freund — und mein grenzenloses Leid!“

Martin Fechter suchte sie auf alle Weise zu trösten. Er war Mensch genug, um nach selbstfüchtig menschlicher Art da zu hoffen, wo andere verzweifeln, — für sich selber zu hoffen. Brandstettner war von dem Augenblicke an, wo er Barbara tödlich beleidigt, sein Freund nicht mehr, er brauchte keine Rücksicht mehr auf ihn zu nehmen. Und sie hatte ja selber gesagt, daß die Freundschaft zu ihm ihr einziges und letztes Gut auf der Welt war. Konnte diese Freundschaft nicht Liebe werden?

Sie aber wollte keinen Trost annehmen. „Nein,“ sagte sie, „ich halte es nicht aus, ich muß fort, hinaus in Frost und Kälte, — es ist heiß, entsetzlich heiß bei dir — die Luft in diesem Zimmer erstickt mich, es ist mir, als ob die schwere Decke sich senke, als ob die Wände wankten und auf uns nieder brechen wollten.“

Sie stand auf und trat an das Fenster.

„Ja, gehen wir hinaus,“ sagte Martin, „der Anblick dieses frostigen Nebels, aus dem einsamen Zimmer gesehen, stimmt uns nur noch trauriger.“

Da sie keine Miene machte, ihren Mantel zuzuknöpfen, sondern die Arme schlaff und willenlos am Körper herabhängen ließ, bemühte er sich selbst, ihr Gewand zu schließen. „Du wirst dich erkälten,“ meinte er, „es ist bitter kalt draußen.“

Sie sah ihn mit einem dankbaren Blicke an. „O es thut wohl, jemanden zu haben, der für einen sorgt. Ich war es ja seit lange gewohnt, nichts anderes als Vorwürfe zu vernehmen.“

Sie gingen auf die Straße hinab und sahen sich plötzlich in das laute Leben und Treiben des Feiertags versetzt. Ein bunter Strom geputzter Menschen umwogte sie. Das Wetter lud nicht zu Spaziergängen ein, alles strebte dem Innern der Stadt, den großen Vergnügungsorten zu. Je weiter sie sich vom Mittelpunkt entfernten, desto stiller und leerer wurde es. Es trieb sie fort aus dem fröhlichen Gewühle — durch den baufälligen Bogen des Sendlinger Thors, — und ehe sie es sich versahen, standen sie am Eingang des südlichen Friedhofs. Heute scheute sich Martin nicht vor dem Anblick der stillen Totenstätte, es war ihm gleich, wohin er ging — an ihrer Seite.

Der freudenbringende Weihnachtstag hielt alles Leben von der Schlummerstätte der Toten fern. Langsam schritten sie zwischen den Gräberreihen hin und wieder, kaum ein Mal sprechend und nur von Zeit zu Zeit die Inschriften der Denksteine lesend, als wollten sie damit ihre Gedanken von andern Dingen ablenken. Dann trieb sie der rauhe Wind unter die schützenden Arkaden.

Der eisige Nord regte zuweilen die dürrn Blätter auf, die draußen das weite Gräberfeld überdeckten, daß sie in leichtem Gewirbel zu den Arkaden hereinfielen und sich mit leisem Rascheln und Knirschen auf den Steinfließen niederließen, als wollten sie dort eine kurze Rast und Ruhe finden, ehe der nächste Windstoß sie weiter jagte.

„Was müssen wir nicht alles begraben,“ sagte Barbara plötzlich mit leiser, bewegter Stimme und ergriff Martins Hand, — „zuerst unsere Träume, unser Hoffen, dann das wenige Glück, welches das Schicksal uns gönnt, — und zuletzt, wenn nichts mehr uns geblieben ist, — uns selbst.“

„Und dennoch,“ — antwortete Martin in dem gleichen tiefbewegten Tone, — „liegt ein eigener und schöner Trost in der Gewißheit, daß alles wieder zu Ende geht. Könnten wir sonst die Qual des Daseins ertragen! Das Beste ist, da drunten alles in ewigem, traumlosem Schlummer zu vergessen. Keine Auferstehung, kein Weiterleben! Alles soll aus sein, sobald unsere Augen sich geschlossen haben.“

Aus seinen letzten, zitternd und erregt gesprochenen Worten klang es wie unterdrückte Angst vor dem, was ungeahnt und ungewußt noch kommen konnte, wenn alles vorüber zu sein schien.

Barbara war die Veränderung seines Tons nicht aufgefallen. Was er gesprochen, erfüllte ihre ganze Seele. „Ja,“ sagte sie, „du magst Recht haben, es muß wohl schön sein da drunten, — o, Ruhe, Ruhe!“ — Sie empfand eine tiefe, unaussprechliche Sehnsucht, erlöset zu sein aus den Kämpfen und Wirrnissen des Erdenlebens. Doch dieses Gefühl, das sie für den Augenblick ergriff, war nur der Uebergang zu einem andern.

Und wie die geheimnisvolle Kraft der menschlichen Seele, fort und fort schaffend, keinen Moment der Ruhe kennt, so vollzog sich auch in Fechters Brust gleichzeitig ein Umschlag in Stimmung und Empfinden. Die düstere Umgebung des Todes begann die matten Funken ihrer Lebensgeister zu neuen Flammen zu entfachen.

Fechter sah nicht mehr die Gräber, die stummen Mahner der Vergänglichkeit, er sah nur das warme, beglückende Leben, das aus dem dunklen Rahmen sich abhob, das liebebeisende Weib an seiner Seite.



„Und das Bärlein tanzt manierlich nach dem Takt verliebter Lieder.“



„Barbara,“ meinte er plötzlich, „glaubst du, daß auch unsere Freundschaft sterben kann?“ Er ergriff die Hand des Mädchens und umklammerte sie fest und heiß, als fürchte er, daß sie von ihm gerissen werden könne.

„Wer weiß,“ — antwortete sie leise, — „wer kann für die Zukunft stehen! — Jetzt haben wir noch den unerschütterlichen Glauben an unsern Bund, aber der Glaube, die Liebe, alles wankt und bricht, — vielleicht wäre es besser, wir ruhten auch da unten zusammen, um niemals eine herbe Enttäuschung zu erleben.“

„Ja, wenn wir auch zusammen ruhten,“ — wiederholte er in Gedanken, aber er malte sich den Ort nicht aus, den sie gemeint. „Tod und Ruhe sind das schönste Ziel“ sagte er laut, — „aber wie, Barbara, — wie wäre es, wenn wir nun, statt mit einander zu sterben, zuvor es versuchten, mit einander zu leben?“

Sie sah ihn verwundert an. „Sterben — aus freiem Willen, — nein, daran dachte ich nicht, — und was für einen Grund hättest du? — Was hast du verloren? — Einen Freund? — Du wirst andere finden. Aber eine zweite Liebe findet man nicht, wenn die erste so grausam vernichtet ist.“

„Nicht Barbara? — Du glaubst nicht, daß das Menschenherz zum zweiten Mal lieben könne?“

Sie schlug die Augen nieder und antwortete nicht. Fechter trat näher an sie heran, es klang wie verhaltene Leidenschaft aus seinen Worten, als er sagte: „Wir dürfen nicht an's Sterben denken, ehe wir nicht das Leben ganz kennen gelernt; erst wenn wir es verachten können, dürfen wir verzweifeln. Du aber, darfst du es verachten, allem Glück, aller Schönheit den Rücken kehren, weil ein einziger Stein auf deiner Bahn gelegen und dich in's Bananen gebracht hat? — Nein, wir wollen leben, Barbara, — wir wollen alles ver-  
gessen, wir wollen leben und lieben!“

„Lieben?“ — wiederholte sie tonlos, und Thränen traten in ihre Augen, „Du weißt ja, — ich habe nichts mehr zu lieben.“

„Nichts, Barbara, nichts, — nicht den Freund, nicht, — du weinst, o vergeiß mir, wenn ich dir wehe gethan; aber es muß einmal heraus, ich kann dich nicht länger belügen. Ja, ich habe dich geliebt, Barbara, so lange ich dich kannte, und habe es als Geheimnis in meiner Brust begraben, um dich, um den Freund nicht zu quälen. Aber jetzt, jetzt darf ich sprechen — und nun weißt du alles!“

Erstöpft, als ob das Geständnis seine Kraft gebrochen, hielt er inne.

Ueber Barbaras Antlitz rannen die Thränen, sie vermochte keine Worte zu finden; in heftiger Erregung zog sie das feine, weiße Taschentuch hervor und drückte es an das Gesicht, um ihre Augen zu trocknen.

Ein Strahl der Freude flog über Martins Gesicht, er glaubte, in ihren Zügen zu lesen. Sie hatte das Wort, das ihn von ihr wies, ihn verdammt, nicht gesprochen! Erleichtert und aufatmend flüsterte er: „Laß den Thränen ihren Lauf, — sie sind ein milder, warmer Frühlingsregen, nach ihm wird der Sonnenschein kommen und auf deinen Wangen lächeln. Wirst du, wenn die Zeit da ist, bereit sein, die meine zu werden?“

Er schwieg in angstvoller Erwartung und wagte nicht, sie anzusehen.

Der trübe, lichtlose Tag ging zu Ende — und jetzt, da die Sonne untergehen mußte, durchbrach sie mit einem letzten, kräftigen Strahl den grauen Frostnebel und fiel mild und verklärend auf die stillen Gräber.

Martin Fechter fing diesen flüchtigen Lichtschein in seiner Seele auf, eine freundige Zuversicht durchleuchtete ihn. Nach einer Minute feierlichen, ernststen Schweigens wagte er es, sie anzublicken.

Im selben Augenblicke zog Barbara Schneegold das Tuch von ihrem Gesichte, die Zähren auf ihren Wangen waren getrocknet, nur ihre Augen schimmerten noch feucht. Ruhig und unbewegt stand sie da, kein innerer Kampf schien mehr ihren gleichmäßig wallenden Busen zu erregen. In ihrem Blicke lag ein unbestimmtes Etwas, ein Gemisch von Hoffnung und vertrauender Dankbarkeit gegen den Himmel, der ihr den Glauben an Welt und Menschen zurückgeben wollte.

Mit diesem Blicke sah sie Martin Fechter an, dann sagte sie leise:

„Es ist viel und schwer, was du verlangst, aber ich will es versuchen.“

Ein eisiger Schauer überlief Martin bei ihren Worten. Mitten in seinem Glücke erstarrte er. Die Szene bei der Wahrsagerin stand plötzlich wieder vor seiner Seele. Nun war es eingetroffen, die Sünde, die er in Gedanken gehegt, war zur Wirklichkeit geworden, er hatte seines Nächsten Weib begehrt — und sie war sein geworden. Nicht sich hatte die Prophezeiung, sie selber hatten sie erfüllt. Aber es war nicht das, was ihn ängstigte, — er hatte ja noch eine andere Gedanken-sünde begangen — und die Erfüllung dieses frevelhaften Wunsches stand noch aus. Mit düsterer Mahnung pochte das Schicksal an sein Gewissen. Wenn sein erster Wunsch erfüllt war, konnte es nicht auch der zweite werden? Er glaubte, die Vernichtung zu sehen, wie sie mit grimmer Tücke in den tausend Gräbern um ihn auf ein neues Opfer lauerte. Und er fühlte, daß in jener Stunde, da sein Vater stürbe, auch der Tod in seine Seele ziehen würde.

#### IV.

„Das Schlimmste ist überstanden, keine neue Gefahr mehr zu befürchten; Ihre aufopfernde Pflege hat wieder ein Leben gerettet, Schwester Josepha.“

Der Arzt erhob sich, um quer durch den Saal des Krankenhauses zu einem andern Leidenslager zu gehen.

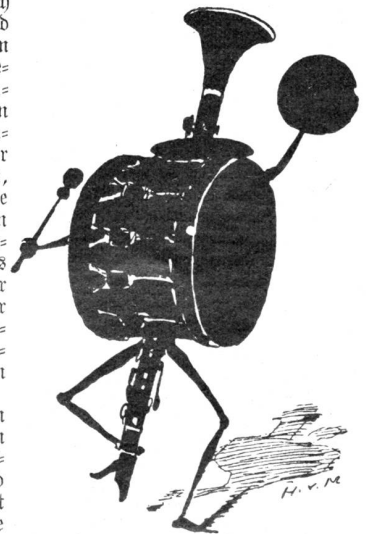
Die barmherzige Schwester warf einen dankerfüllten Blick zum Himmel, dann trat sie an das Bett und legte leise die kühle Hand auf die Stirne des Kranken.

Die Berührung schien ihm wohlzutun, er öffnete matt die Augen, und zum ersten Male nach zehn Tagen fiebernder Bewußtlosigkeit glänzte ein Strahl des Erkennens in seinem Blicke.

„Barbara“ — hauchte er leise mit einer Bewegung, als ob er die Hand seiner Pflegerin ergreifen wollte. Aber die Anstrengung war schon zu groß gewesen, schwer sanken die Lider wieder herab, und ein wohlthätiger Schlummer schloß ihm die Augen.

Ein leichtes Erröthen war über die Wangen der Schwester gegliitten, als sie ihren einstigen irdischen Namen aus dem Munde des schwer verwundeten Veters hörte. Sie rückte das weiße Kopftuch tiefer in das Gesicht und ließ sich zwischen dem Lager und dem Fenster auf einem Sessel nieder, den schweren Atemzügen des Schlafenden lauschend. Von draußen drang der dumpfe, verworrene Lärm der großen Stadt herein, deren ganzes Geseh hier täglich vor Augen lag. Und aus dem unbestimmten Getöse des Lebens formten sich klar und scharf die Bilder der schreckensvollen Vergangenheit, die jetzt noch einmal an ihrem geistigen Auge vorüberzogen.

Drei Jahre waren seit jenem folgenschweren Weihnachtstage verflossen. Brandstetmer und Barbara hatten sich nicht wieder gesehen. Am Tage



nach der peinlichen Katastrophe, da seine Braut sich für immer von ihm losgesagt, war der junge Bildhauer am Morgen zu einem Ausflug in's Gebirge aufgebrochen. Die ganze Nacht war er auf seinem Zimmer gelesen und hatte geschrieben. Doch seine Hauswirthin sah nichts Besonderes in seiner Abreise, da er früher oftmals mitten im Winter Touren in die Berge unternommen hatte.

Barbaras Vetter, auf den er bei ihrem Abschiede zu warten versprochen, fand, als er einige Tage später nach München zurückkehrte, eine Postkarte von Brandstettner vor, die nichts enthielt als die kurzen Worte: „Ich bin vorausgegangen, ich konnte nicht anders. Aber ich denke, du wirst nachkommen und mich wieder finden, — ebenso wie die andern, — wenn auch später.“

Clemens brachte dieses Schreiben seiner Cousine und erfuhr dort Alles, was sich zwischen ihr und ihrem einstigen Verlobten zugetragen hatte. Am folgenden Tage, da das Wetter zu Anfang des neuen Jahres gut und beständig blieb, machte er sich selbst auf, um Brandstettner an den Walchensee zu folgen.

Barbara hatte sich beim Lesen jener Zeilen eines seltsamen Gefühls, einer dunklen, schrecklichen Ahnung nicht erwehren können. Es war ihr, als ob die Worte etwas anderes enthielten, als was sie zu sagen schienen. Der eigene, doppeldeutige Sinn erfüllte sie mit Schrecken, und ihre Ahnung betrog sie nicht. Brandstettner war in der That den andern vorausgegangen auf jenem dunklen, geheimnisvollen Wege, den alle Menschen einmal wandeln müssen und auf dem auch die Freunde früher oder später einmal folgen sollten.

Als Clemens nach zwei Tagen Urifeld erreichte, waren die wenigen Häuser am Ufer des einsamen Walchensees von dem Gerede und Schrecken über ein entsetzliches Unglück erfüllt, das sich kurz zuvor zugetragen.

Brandstettner hatte beim Jägerwirth genächtigt und war andern Tages zur Besteigung des Herzogenstandes aufgebrochen, um von da nach dem Heimgarten hinüberzugehen. Der Wirth und alle im Hause befindlichen Gäste hatten ihm von dem letzten Vorhaben zu dieser Jahreszeit abgeraten, um so mehr, als sein verkörtes Wesen den Leuten auffiel und er in überreichlichem Maße geistige Getränke genossen hatte.

Wenige Tage später war ein Holzknecht von Schlehdorf unter den Felsen auf seine zerschmetterte Leiche gestoßen. Der Tourist war von dem schmalen, schwindlichen Grat, welcher Herzogenstand und Heimgarten verbindet, mehrere hundert Meter tief über das zackige Geklipp hinabgestürzt und mußte, nach den schrecklichen Verletzungen zu schließen, sofort tot gewesen sein. Der zerschlagene Körper hatte einen Transport nach München oder in die ferne Heimat unmöglich gemacht, auf dem einsamen Friedhof des stillen Dörfleins Walchensee wurde er begraben. Nur Clemens und der telegraphisch herbeigerufene Martin Fechter folgten seinem Sarge.

Da es den Tag hernach stark zu schneien begonnen, hatte Barbaras Vetter sein Vorhaben, die Stätte des Unglücks zu besichtigen, nicht ausführen können. Da Brandstettner ein geschickter Bergsteiger gewesen, vermochte er den Unfall auf diesem für Geübtere ungefährlichen Wege nicht zu begreifen. Im folgenden Sommer aber, nachdem er einen Theil seiner Ferien in Tirol zugebracht, schickte er sich an, auf dem Heimweg nach München die Unglücksstätte zu besuchen.

Zur selben Zeit führte Martin Fechter seinen Entschluß aus, die vereinsamte Barbara, die nichts mehr auf der Welt besaß als ihn, zum Altare zu führen, theils um das Sehnen des eigenen Herzens zu stillen, theils um ihr das Dasein erträglicher zu machen und ihr über den Schmerz um Brandstettners Tod leichter hinwegzuhelfen. Es war ihm gelungen, eine, wenn vorläufig auch nur provisorische Stelle an einer Münchener Zeitung zu erhalten, und das bescheidene Gehalt, das er hier bezog, ermöglichte es immerhin, wenn Barbara nebenbei noch ein wenig verdiente, einen selbständigen Haushalt zu gründen. Auf diesen Moment hatte er nur gewartet, und er fand Barbara bereit, die Seine zu werden. Mit jener Glut einer ersten Leidenschaft wie Brandstettner zwar vermochte sie ihn nicht zu lieben, aber allmählich war doch die innige Freundschaft in ein wärmeres Gefühl für Martin übergegangen, und was bei ihr fehlte, ersetzte die heiße Zuneigung auf des Mannes Seite. So hegte sie die Hoffnung, als sein Weib am leichtesten die unerfüllten Träume vergessen und ein stilles, bescheidenes Glück genießen zu können.

Martin hatte aus Rücksicht auf seine Mutter im elterlichen

Hause nichts von seinem Vorhaben mitgeteilt. Er wußte, daß der Vater niemals seine Einwilligung zu dieser Verbindung mit einem schlichten Mädchen geben würde, und fürchtete mit Recht, daß nur die Mutter die Folgen seines Ungehorsams zu büßen haben werde. So entschloß er sich, seinen Schritt vorläufig geheim zu halten, bis vielleicht ein freundlicheres Schicksal dem jungen Paare lächelte.

Am Tage vor der Trauung, die in der Peterskirche stattfinden sollte, fiel es plötzlich wie Zentnerlast auf sein Gewissen. Barbara wußte noch nicht Alles, sie kannte seine Seele noch nicht, sie konnte nicht ahnen, weissen er fähig gewesen war. Durfte er mit einer Lüge in die Ehe treten? — Er warf sich zu ihren Füßen und gestand ihr alles, was er an jenem Tage bei der Wahrsagerin gedacht und gesprochen, daß sein sündhafter Wunsch sich bis zu ihrem Besten erhoben und daß er seinem Vater den Tod gewünscht, um selber glücklich zu werden.

Tief erschüttert lauschte Barbara seinem Bekenntnis. Und als er sie stehend fragte, ob sie ihn nicht verdammen und von sich stoßen müsse, antwortete sie, selbst sich nicht frei von Schuld fühlend: nicht sie habe zu verzeihen, die Sünderin dem Sünder, auf den über den Wolken aber wollten sie hoffen, daß er gnädig und milde richte, wenn die Stunde der Abrechnung gekommen.

Doch ihre Worte vermochten Martin die verlorene Ruhe nicht wieder zu geben. Er wußte nicht, was sie von ihm dachte und ob sie im Grunde des Herzens ihm vergeben habe. Dieser Zweifel quälte ihn fast noch mehr als die Neue über seine eigene Schuld. Er gerieth in eine fieberhafte Erregung, die sich von Stunde zu Stunde steigerte und Barbara Angst und Besorgnis einflößte. Wie ein beginnender Wahnsinn lag es über ihm, und die nervöse Ueberreizung erreichte den höchsten Grad, als am folgenden Morgen der Wagen vor dem Hause wartete, um das Brautpaar zur Kirche zu führen.

Barbara befand sich bereits auf der Stiege, als Martin, um etwas Vergessenes zu holen, nochmals in das Zimmer zurückkehrte. Auf der Schwelle trat ihm der Telegraphenbote, der ihn in seiner Wohnung gesucht hatte und hierher gewiesen worden war, mit einer Depeche entgegen.

Ohne zu sehen, woher sie kam, und in dem Glauben, daß einer seiner Bekannten, der um die Sache wußte, ihnen einen Glückwunsch sende, riß er, den unliebsamen Aufenthalt rasch zu beenden, den Umschlag mit hastenden Fingern auf.

Barbara hörte nur einen furchtbaren Aufschrei. Sie wendete sich um, stürzte die Stufen der Treppe hinan und sah Martin Fechter entseelt an der Schwelle liegen.

Ein Gehirnschlag hatte ihn getödtet.

Bewußtlos brach sie über ihm zusammen. Ein kurzer Blick auf das zu Boden gefallene Telegramm hatte ihr alles gesagt. Martins Mutter, nicht ahnend, welchen Schritt ihr entfernter Sohn zu dieser Stunde that, hatte ihm den plötzlich erfolgten Tod seines Vaters mitgetheilt. Der Dichter hatte Recht gehabt, wenn er den Vater für einen Stein des Anstoßes auf seiner Bahn gehalten, der ihn früher oder später zu Fall bringen mußte. In dem Augenblicke aber, da er die schreckliche Nachricht erhielt, mochte ihm die Erkenntnis gekommen sein, daß nicht jener, sondern er selbst sich zu Grunde gerichtet habe.

Für Barbara war das Maß der Leiden noch nicht voll. Mit übermenschlicher Anstrengung, mit jener Mieskraft, welche







Wittgang im Anton Wollis.

in den schlimmsten Stunden die Verzweiflung verleih, hatte sie auch diesen zweiten Schlag ertragen. Da kam der dritte und warf sie darnieder.

Wenige Tage nach Martin Fehlters Beerdigung kehrte Clemens aus dem Gebirge zurück, nichts ahnend von dem, was inzwischen in München geschehen war. Kurz zuvor hatte er den Herzogenstand und Heimgarten besucht und nach den Angaben der Leute die Unglücksstätte leicht gefunden. Aber an einen Unfall wollte er auch jetzt nicht glauben. Er blieb noch einige Tage in Urfeld und unternahm einen neuen Ausflug, indem er vom Hochsee her bis zu der Stelle vordrang, wo man unter den zerklüfteten Felsen Brandstettners zerstreute Leiche gefunden hatte. Etwa hundert Fuß tiefer entdeckte er in einer Höhlung des Gesteins eine vom Schneewasser beschädigte braune Priestertasche, die er sofort als diejenige des unglücklichen Freundes erkannte. Offenbar war ihm die Tasche beim Sturze entfallen und in der Felsenpalte vor gänzlicher Vernichtung bewahrt geblieben. Beim Öffnen fiel Clemens ein Brief in die Hände, dessen Couvert die von der Nässe halb ausgelöschte Adresse noch genügend erkennen ließ. Er überbrachte ihn seiner Cousine nach München.



Die Kunst auf der Liebhaberbühne.

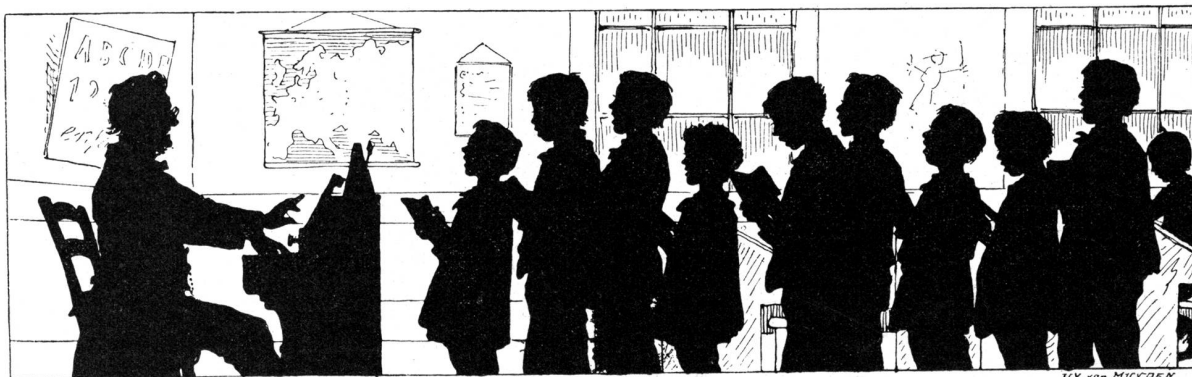
Aus ihm erfuhr Barbara alles, was sie noch nicht wußte, auch den letzten, geheimnisvollen Zusammenhang des Gehehenen. Der Brief war in Urfeld am Morgen vor Brandstettners Todesstag geschrieben. Er theilte Barbara mit, daß er entschlossen sei, zu sterben, da er ohne sie nicht leben könne. Er wisse, daß keine Versöhnung mehr möglich sei, um so mehr als ein grausames, unbittliches Schicksal zwischen ihnen stehe. Dann schilderte er alles, was die Wahrsagerin ihm an jenem verhängnisvollen Tage gesagt. Zu spät hatte er erkannt, daß er in blindem Wahne der Eifersucht selbst das Schicksal heraufbeschworen, das er hatte vermeiden wollen. Zum Schlusse bat er Barbara, ihm alles zu vergeben, was er ihr angethan. In wenigen Stunden werde seine Schuld gesühnt sein. Auch Martin, den er eine Zeitlang gehaßt, könne er jetzt nicht mehr zürnen. Möchten sie zusammen so glücklich werden, wie er es einst von sich selber erträumt. Am Ende war noch die Bitte hinzugefügt, das Geheimnis seines Todes zu wahren; seine Angehörigen und die Welt sollten an einen Unfall glauben, darum habe er den Tod in seinen geliebten, freien Bergen gewählt.

Ob er diesen Brief der Post zu übergeben vergesse oder beabsichtigt hatte, daß man ihn bei seiner Leiche finde, blieb eine offene Frage für Barbara. Sie vermochte auch nicht lange darüber nachzudenken; denn kurz nach Empfang des Schreibens verfiel sie in ein hitziges Nervenfieber, das sie an den Rand des Grabes brachte und ihren Wangen die einstige Schönheit raubte. Das Leben, zu dem sie wieder erwachte, war ein neues. Schon beim Lesen von Brandstettners Brief war ihr die Erkenntnis aufgegangen, daß die Schuld an all' dem Entsetzlichen, das geschehen, in ihrem dunklen Ursprung auf sie allein zurückfalle. Hätte sie der sträflichen Keugier widerstanden, die Zukunft erfahren zu wollen, so konnte sie heute die glückliche Gattin des geliebten Mannes sein. Das Bewußtsein, daß jede Schuld auf Erden sich rächt, und daß die Menschen nur die Leiden zu tragen haben, welche sie selber verursachen, brach sich mit furchtbarer Klarheit in ihrer Seele Bahn. Ein irdisches Glück konnte ihr nicht mehr blühen, für die Liebe der Welt war ihr Herz, dem alles geraubt worden, erstorben. Aber eine Flamme jenes himmlischen göttlichen Lichts, das aus der Asche des Glücks entsteht, ein heiliges Feuer versöhnender Menschenliebe loderte in ihr auf. Wohl sehnnte sie sich nach dem stillen, schönen Frieden religiöser Betrachtung, wie ihn die Freundin im Chiemseelkloster gefunden; aber sie hielt sich solcher beschaulicher Ruhe nicht würdig. Zwei Menschenleben, jung und hoffnungsreich, lasteten auf ihrem Gewissen, und nur durch werththätige Liebe glaubte sie sich entführen zu können.

So war sie in den Orden der barmherzigen Schwestern getreten. In dem aufopfernden Berufe einer Krankenpflegerin fand sie den Mut, das Leben weiter zu tragen.

Aber immer zweifelte sie noch, ob der Segen des Himmels ihrer neuen Thätigkeit folge. Da glaubte sie einen Wink der Vorsehung darin zu erblicken, als vor zehn Tagen zu ihrem Entsetzen ihr Vetter Clemens schwer verwundet in das Krankenhaus gebracht und ihrer Pflege anvertraut wurde. Vom Norden





Knabenchor mit Harmoniumbegleitung.

nach München zurückkehrend, war er ein Opfer der furchtbaren Eisenbahnkatastrophe von Röhrmoos geworden, und die Letzte, die nur durch eine mühevollen Operation den in seine Brust gedungenen Eisensplitter hatten entfernen können, glaubten einen Verlorenen in ihm zu sehen. Aber Schwester Josepha gab die Hoffnung nicht auf. Sie flehte zu Gott, ihr dieses eine teure Leben zu erhalten, zum Zeichen, daß seine Gnade walte über ihrem Thun. Der Gedanke, daß sie selber und nicht eine

höhere Macht, die sich um das Dasein der Einzelnen nicht kümmert, den Verwundeten rettete, blieb ihrer frommen Gottergebenheit fern.

Und heute, da der letzte der Freunde im ruhigen Schlummer der Genesung vor ihr lag, glaubte sie die beseligende Gewißheit erhalten zu haben, daß ihr thörichter Leichsinn, der die andern in Schuld und Verderben gestürzt, vom barmherzigen Gotte ihr vergeben sei.

## →→→ Base Marei. ←←←

Von Flora Adereit-Schumacher, Biel.

3' hinter'sicht a d'r Dorfgaß steit es währschaf's Buurehuus, s'uber und heimelig wie fei zweuts. I d'r Hofstet hange'd Bäum voll gunds, schön's Obst und im Stall sy vier stattlich's Stück Waar. Neber Land und Ghöft liegt e warme Herbst-sunnestrahl. Guldig schließt er über Base Marei's Huusdach ab i' z'Mäabeghää und möchti gärn i d'Stube ihe; aber grad riht z'Wingeliburikati, s' Marei's Schwägeri, d'Pfeisterlade zue!

„Wo wäge de Fleuge und will's süsch nit guet sy'g, so häll z'ha“ — jeits.

U richtig isch's jek chalt und finchter i der große, schöne Stube. Hinterem Vorhang liegt ganz still z'Marei. Me chönnt meine, es sy'g icho g'storbe. U doch her's d'Stimme afurat so chäch wie süsch, u sini große, dunkle Duge luege grad so gischid wie fruecher. Aber im ganze isch doch öppis nit guet.

„Gar nit guet“ seit z'Käti u lauft vor z'Huus.

„Kö-bi! Kö-bi!“ rüests u het d'r Kopf uf all' Siite.

„So Mueter! Do hint, was wotich?“ u vorneher steit es chlis Büschli mit rote Pfustbade u hälle-n-Duge.

„Lauf was gisch was heisch ufe Längacher zum Vater. U sägem, dasmal syg's doch ärscht mit d'r Basemarei. Si schnüferli blos meh. Aler soll bhäng cho! Jek lauf! U los noh Köbi, sägs jo niemereim süsch, das d'ghörich!“

Uefe Köbeli isch einewäg d'r difigicht wyt u breit, seit z'Käti zu jech sälber, aer geit d'r vo wiene Wätterleich. Weh nume d'r Robi zytliche chunt vo wäge d'r guete Gattig, i möcht nid einzig sy, wes z'leicht Wort seit. Und die Angere wärde deh icho cho, wes zum teile chunt. Affäng, i ha emel afe d'r Schmußhaafe v'rloret u die schöni, ghägleti Bettdecki. Das glismete Gloschli wo-n-ihm ües Gritti z'Neujohr gmacht hett, br'chunt oh Niemer anders. Wilache her's Marei meh als mängi Stadtmadam. Wo Nächtschwäge ghörti die immer am nöchsch't Brwante! Aber i traue mi doch nid — — z'Bas'i Gritti wird wohl scho drinume gschneugget und zellt ha!

z'Käti dichtet wieder a' z'Bett.

„Mareili, witt noh öppis? Sölle d'r Herr Pfarrer loh b'schicke.“

„Jo was ächt noh! Dä cha deh morn cho, hinecht wird's wohl no nit um z'töde geh.“

Heje-nu-je-deh! dänkt z'Käti, s'wird doch nit öppe welle widercho wie vor paar Johre. Das war noh!

„Aber Base Marei, vo stärke-n-isch fei Red, hingege isch e Tröstig gäng vo Nöte. Sell d'r ujem Bättbuch läse?“

„Nei, i ha miner Lättig einzig gwärchet, i cha o einzig bätte. Gimm'r ujem Ofeguggeli das Bläschdruckli.“

z'Käti tuet wie g'heize u zitteret vor Gier, so gärn hätt's dry guenet.

„Soo! Das gisch deh am Köbeli, aer isch gäng gar e gattliche gih. — Jek tue d'r Schaft uf u nim die neu, ghägleti Decki, wo m'r z'Betli z'Wienecht gä het. Die isch fer di. Ah! du fingsch je nid? Hm! So lohs so sy u nim d'r für das schön Gloschli vo euem Gritti, i bruches vilicht doch nimme jek.“

„S'isch so-nes Ghuricht do inne“ chüchet z'Käti — i g'jehs



Die Kunst auf der Gasse.